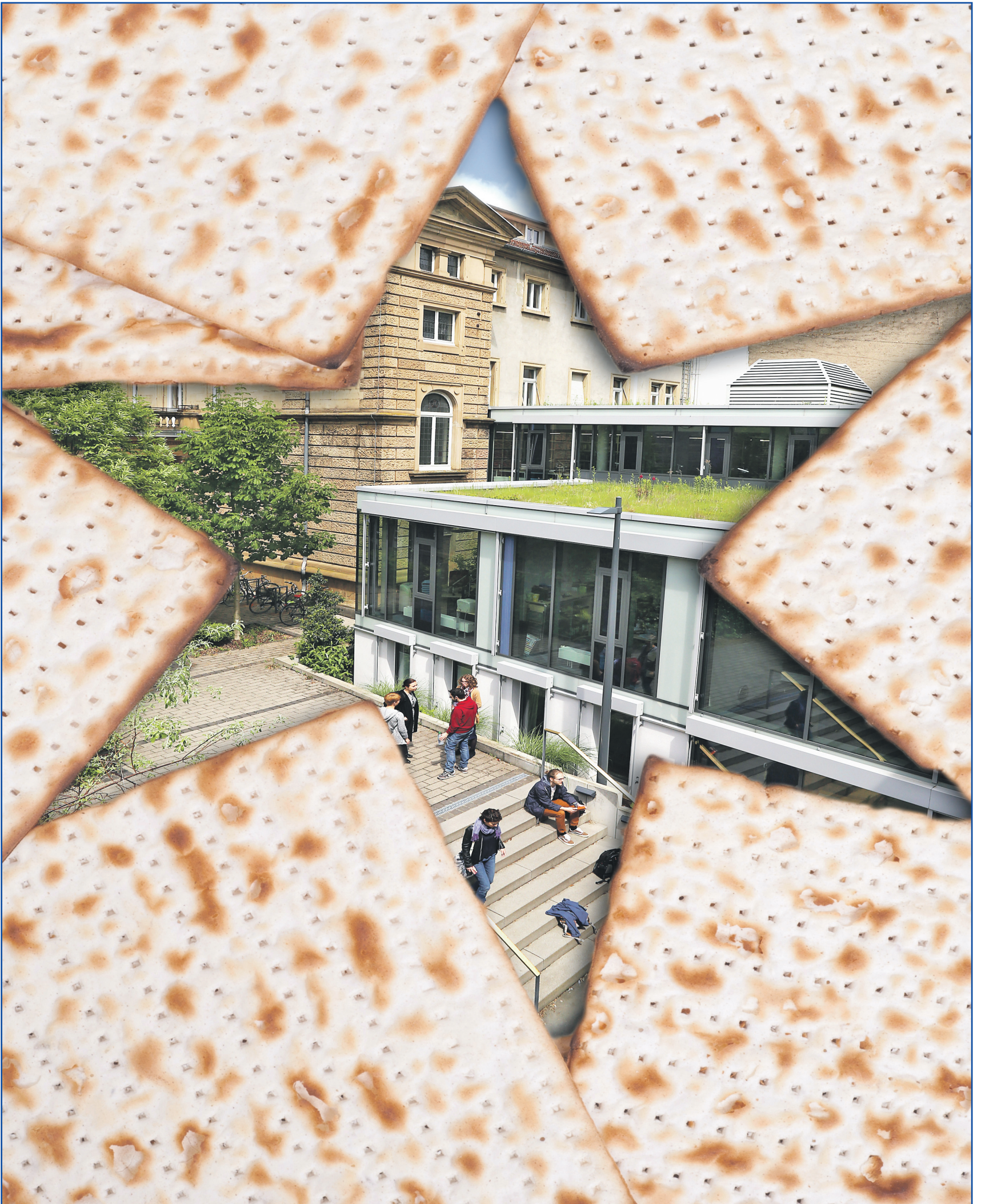


JÜDISCHE ILLUSTRIERTE

VERLAGSBEILAGE HOCHSCHULE FÜR JÜDISCHE STUDIEN HEIDELBERG

BERLIN, DEN 6. APRIL 2017 10. NISSAN 5777

72. JAHRGANG NR. 14-15





Erfolgsrezept Vernetzung

EDITORIAL Warum die HfJS wohl einmalig in Deutschland ist

VON JOHANNES HEIL

Es gibt viele gute Gründe, die für Heidelberg sprechen. Da ist zum einen die wunderschöne Altstadt am Neckar mit ihrem alles überragenden Schloss. Und natürlich die zahlreichen Studiemöglichkeiten. Nicht nur an der Universität selbst, sondern auch an der Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg (HfJS). Oder am besten gleich an beiden zusammen. Denn genau das ist es, was Heidelberg so einzigartig macht: das europaweit größte Zentrum für Jüdische Studien, das vor nunmehr bald 40 Jahren in Trägerschaft des Zentralrats der Juden in Deutschland gegründet wurde, in Verbindung mit der nahe gelegenen Universität und den geradezu unzähligen Kombinationsmöglichkeiten mit Zweitfächern. Heidelberg ist zudem die Stadt der kurzen Wege. Alles ist gut zu Fuß oder per Fahrrad erreichbar.

Hier in Heidelberg ist also Realität geworden, wovon frühere Generationen immer träumten: Jüdische Studien als integraler Bestandteil einer facettenreichen Wissenschaftslandschaft und eben nicht als Disziplin außerhalb der Akademie. Die HfJS, die allen Interessierten offensteht, bietet Bachelor- und Masterstudiengänge mit sehr unterschiedlichen Ausrichtungen an. In der Summe ergibt das, bis hin zur philosophischen Promotion in Jüdischen Studien, eine Pluralität persönlicher Entwicklungsmöglichkeiten, die wohl einmalig in Deutschland sein dürfte.

Judaisten verfügen über kein einheitliches Berufsbild. Das mag manche Interessenten vielleicht zögern lassen. An dieser Stelle deshalb eine kleine Entscheidungshilfe: Judaisten sind erwiesenermaßen Allrounder. Sie können in Gemeinden und Verbänden arbeiten, bilden sich oft weiter für das Rabbinatsamt oder wirken als Lehrkräfte in Schulen, Museen, Archiven und anderen Kultureinrichtungen. Darüber hinaus sind Absolventen des Fachs auch in der Politikberatung, im Personalmanagement und anderswo tätig. Dass die Heidelberger Hochschule einen wesentlichen Teil des fachlichen Nachwuchses in Jüdischen Studien hervorbringt, versteht sich von selbst. Die Liste der Möglichkeiten scheint also unbegrenzt.



HfJS-Rektor Johannes Heil

Denn die zwischen Gemeindebezug und Wissenschaftsorientierung differenzierenden Studiengänge sowie die fachlich breit aufgestellten Profile der Lehrstühle erlauben ganz individuelle Spezialisierungen. Dazu zählen neben der umfassenden Sprachausbildung die Kurse im Lehrhaus von Hochschulrabbiner Shaul Friberg sowie die Unterrichtung in Bibel, Talmud, Philosophie und Geschichte. Ferner gibt es in Heidelberg Angebote in den Fächern Sprachwissenschaft, Religionslehre/Pädagogik, Literaturen (jiddisch und hebräisch) sowie Kunst.

Das Land Baden-Württemberg unterhält zudem eine die Universität und die HfJS verbindende Stiftungsprofessur in Israel- und Nahoststudien. Sie bildet eine Säule des neuen Masterstudiengangs Nahoststudien, dessen Start gemeinsam mit der Universität Heidelberg für das

Wintersemester 2017/18 geplant ist. Weitere Kooperationsstudiengänge bestehen für Mittelalterstudien und für Komparatistik. Angeboten werden ferner gemeinsam mit der Universität Graz ein Masterprogramm in Jüdischen Kulturen und mit dem Paideia Institute in Stockholm der englischsprachige Masterstudiengang Jewish Civilizations.

Die Förderung des Wissenschaftsnachwuchses hat in der HfJS System. Schließlich ist sie eng in die Heidelberger und mittelhessische Verbundforschung sowie durch Einzelprojekte in Sonderforschungsbereichen wie mit dem Graduiertenkolleg *Theologie als Wissenschaft* (Frankfurt, Heidelberg, Main) der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) eingebunden. Im Ergebnis konnte sich am Lehrstuhl Bibel und Jüdische Bibelauslegung das Abraham Berliner Center als eigene Forschungseinrichtung etablieren.

Ferner ist in diesem Frühjahr mit Kooperationspartnern in Deutschland, Frankreich und Israel die *Digitale Neue Gallia-Germania-Judaica* für eine dreijährige Pilotphase an den Start gegangen. Das Projekt wurde durch die Klaus Tschira Stiftung, das Land Baden-Württemberg und den Zentralrat der Juden in Deutschland ermöglicht und soll Ortsartikel zunächst für das Oberrheingebiet und Ostfrankreich für den Zeitraum bis in das Jahr 1300 interaktiv und aktuell bereitstellen – ein altes Vorhaben der Wissenschaft des Judentums wird so neu definiert.

Keine Frage: Es ließe sich hier noch viel mehr auflisten. Die koschere Küche zum Beispiel, überhaupt die beste Mensa der Republik. Von ihr stammt auch das Rezept für einen Schokoladenkuchen zu Pessach – natürlich mit Mazzemehl. Jedenfalls sollen mein Vorwort und die folgenden Artikel auch wissenschaftlich Appetit auf mehr machen. Nachschlag gibt es unter www.hfjs.eu. Und wer eine längere Kostprobe haben möchte, ist persönlich oder als Gruppe zum Schnupperstudium eingeladen – alles weitere unter www.hfjs.eu/studium/schnupperstudium.html.

Johannes Heil ist Rektor der Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg.

INHALT

Hier ist nicht Europa	Seite 4–5
<i>Israelstudien: Auf der Suche nach einem Platz in der Forschungslandschaft</i>	
Gebote neu interpretiert	Seite 6–7
<i>Religion: Mordecai Kaplans »The New Haggadah« sorgte bei orthodoxen Rabbinern für Empörung</i>	
An einem Tag im April	Seite 8
<i>Schoa: Über die Parallelität von Verfolgung, Rettung und Widerstand</i>	
Neue Wörter für das Land	Seite 9
<i>Iwrit: Die Quellen der modernen hebräischen Alltagssprache</i>	
Koscheres Pessach	Seite 10
<i>Tradition: Was die »Goldene Haggada« über den Ritus erzählt</i>	

Jerusalem oder Berlin	Seite 11
<i>Pessach: Studierende teilen ihre Gedanken zum Sederabend</i>	
»Eigene Haltung entwickeln«	Seite 12
<i>Alumni: Das sagen ehemalige Studierende über die Hochschule</i>	
Begegnungen	Seite 13
<i>Trialog: Lernkultur in Judentum, Christentum und Islam. Ein Tagungsbericht</i>	
Wortbilder	Seite 14–15
<i>Kunst: »GALGAL« inszeniert mittelalterliche Bibelhandschriften in der Synagoge von Worms</i>	
»Europäische Modellstadt«	Seite 16
<i>Interview: Caroline Kiss über die Wissensgesellschaft in Heidelberg</i>	

IMPRESSUM

JÜDISCHE ILLUSTRIERTE

Chefredakteur: Detlef David Kauschke
 Redaktion: Susanne Mohn, Ingo Way, Ralf Balke
 Foto/Grafik: Marco Limberg, Gregor Zielke
 Lektorat: Bettina Piper

Druck: BVZ Berliner Zeitungsdruck GmbH

Herausgeber:
 Zentralrat der Juden in Deutschland K.d.ö.R.
 Gründer: Karl Marx sel. A.

Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg
 Rektor Prof. Dr. Johannes Heil
 Landfriedstraße 12
 69117 Heidelberg
 Telefon 06221 / 54 19 200, Fax 06221 / 54 19 209
 E-Mail: info@hfjs.eu

Eine Verwertung der urheberrechtlich geschützten Zeitungsbeiträge, Abbildungen, Anzeigen etc. ist unzulässig.

Der Tradition verpflichtet

Grußwort von
Barbara Traub

Pessach steht unmittelbar bevor, und an der Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg (HfJS) sind die letzten Vorbereitungen fast abgeschlossen. Alles wurde gereinigt, das Chametz entsorgt, genügend Mazzot bevorratet. Denn die HfJS Heidelberg ist mit ihren mittlerweile elf ProfessorInnen Europas Top-Adresse für ein Studium des Judentums sowie die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der ganzen Vielfalt jüdischer Religion, jüdischer Geschichte und Kultur. Der Tradition verpflichtet, tritt sie mithin die europäische Nachfolge der jüdischen Hochschulen von Berlin und Breslau selbstbewusst an.

Dabei kommt der HfJS ihr hoher Grad an Vernetzung mit der Universität Heidelberg auf vielfältige Weise zugute: Als älteste Universität Deutschlands und zugleich eine der weltweit renommiertesten gewährleistet sie ein spannendes internationales Umfeld, die Anbindung an die Spitzenforschung und damit den kontinuierlichen Input neuester Erkenntnisse aus unterschiedlichsten Fachbereichen. Kooperationen unter anderem mit der Hebrew University of Jerusalem und der Ben Gurion University of the Negev runden das Angebot ab. All das bildet die Grundlage für eine erstklassige Forschung und Lehre sowie die solide Basis, um in verantwortungsvoller Position die jüdischen Traditionen in den unterschiedlichen Strömungen fortzuschreiben und so die Zukunft der jüdischen Gemein-



Foto: Marco Limberg

schaft in Deutschland zu sichern. Darüber hinaus bietet die HfJS ein jüdisches Umfeld mit koscherer Mensa, Hochschulrabbiner, G'ttesdiensten, Studierenden-Schabbatot und Anbindung an die örtliche Gemeinde.

Am Dienstag, 9. Mai 2017, haben Interessierte übrigens die Möglichkeit, sich beim Studieninfotag ausführlich zu informieren und mit Dozenten ins Gespräch zu kommen. Unter anderem wird auch der neue Masterstudiengang Israel- und Nahoststudien vorgestellt.

Namens des Präsidiums des Zentralrats wünsche ich allen Dozierenden und Studierenden sowie Freunden der HfJS Heidelberg ein fröhliches und koscheres Pessach!

Die Autorin ist Vorsitzende des Kuratoriums.

Vielfalt garantiert

KURSANGEBOT Von Bibel bis Sprachunterricht

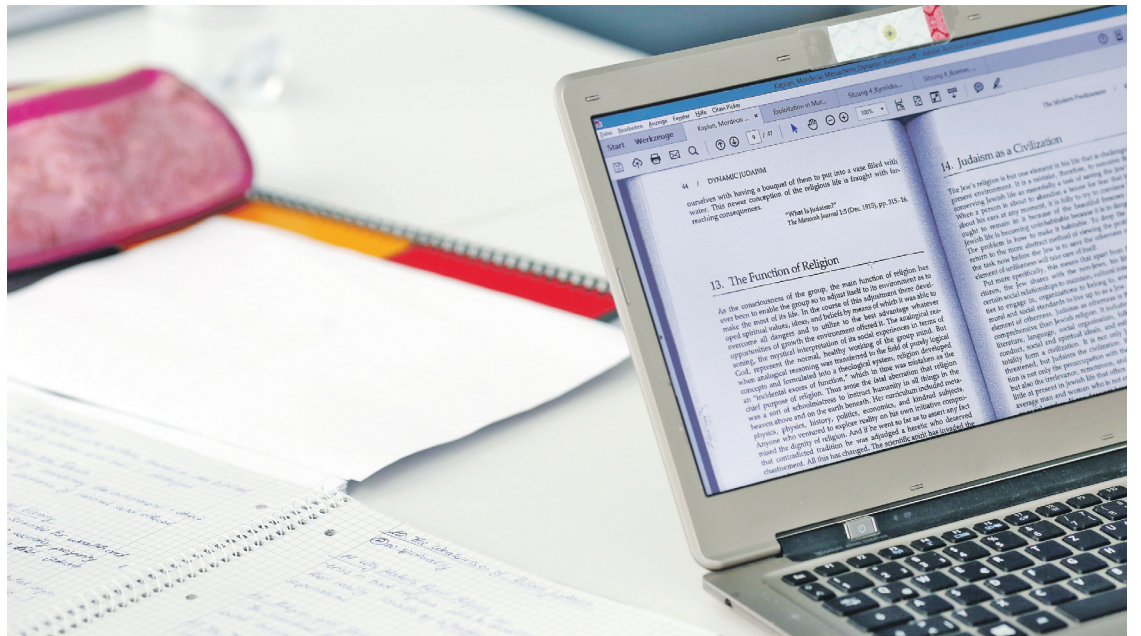


Foto: Marco Limberg

Mit zehn Lehrstühlen bietet die Hochschule ein breit gefächertes Lehrangebot in allen Disziplinen der Jüdischen Studien. Dabei werden den Studierenden sowohl philologische, theologische und kulturwissenschaftliche Fragestellungen und Methoden vermittelt als auch eine Grundausbildung in Bibelwissenschaft und rabbinischer Literatur. Hochschulrabbiner Shaul Friberg sowie weitere Professorinnen und Professoren bieten religionspraktische Kurse zu Gebet und Gottesdienst an. Zudem befähigt eine umfangreiche Sprachausbildung von biblischem Hebräisch bis hin zu Jiddisch zu einem fundierten Dialog über kanonische Texte und historische Quellen.

Der folgende Überblick zum aktuellen Lehrangebot der HfJS zeigt eine kleine Auswahl aus dem Fächerkanon. Einige Veranstaltungen der HfJS werden gemeinsam mit Professoren und Professorinnen der Universität Heidelberg unterrichtet, sodass Studierende von der interdisziplinären Zusammenarbeit am Standort Heidelberg profitieren können. Den Studierenden stehen ferner Kurse in englischer Sprache aus dem englischsprachigen M.A. Jewish Civilizations sowie aus anderen M.A.-Programmen offen.

BIBEL UND JÜDISCHE BIBELAUSSLEGUNG

Grundkurs »Einführung in die Hebräische Bibel«

TALMUD, CODICES UND RABBINISCHE LITERATUR

Proseminar »Der Siddur. Historische systematische Betrachtungen«

Proseminar »Abraham in Talmud und Midrasch«

GESCHICHTE DES JÜDISCHEN VOLKES

Vorlesung »Judentum im Reformationszeitalter«

Oberseminar »Jüdisches Leben in der römischen Kaiserzeit: Das Archiv der Babatha«

ISRAEL- UND NAHOSTSTUDIEN

Oberseminar »Comparative Perspectives on the Israeli-Arab Conflict«

Proseminar »Einführung in die Geschichte der deutsch-israelischen Beziehungen«

JÜDISCHE LITERATUREN

Vorlesung »Geschichte der modernen hebräischen Literatur«

Oberseminar »Kafka und das jiddische Theater«

HEBRÄISCHE SPRACHWISSENSCHAFT

Seminar »Kultur- und Sprachkontakte zwischen Ägypten und Israel in der Antike«

Seminar »Die talmudische Sugya unter der Lupe: Philologie und Argumentationstechnik«

JÜDISCHE PHILOSOPHIE UND GEISTESGESCHICHTE

Vorlesung »Mehr als ›nur‹ Kabbala: Eine Einführung in Themen, Werke und Denktraditionen der jüdischen Mystik«

Oberseminar »Heretic! Boundaries in Judaism«

JÜDISCHE KUNST

Vorlesung »Chagall und die Kunst der Erinnerung«

Oberseminar »Die Darstellung der Schoa in der Ausstellungspraxis«

JÜDISCHE RELIGIONSLEHRE, -PÄDAGOGIK UND -DIDAKTIK

Vorlesung »Triolog der Monotheisten«

Seminar »Jerusalem – dreimal heilig«

PRAKTISCHE RELIGIONSLEHRE

Übung »Tefila und Gemara«

Blockkurs »Sefardische Küche im 21. Jahrhundert«

Das komplette und ausführlich kommentierte Vorlesungsverzeichnis kann im Internet auf der Website der HfJS unter www.hfjs.eu/studium/vorlesungsvz/index.html eingesehen werden.

www.hfjs.eu

Hier ist nicht Europa

ISRAELSTUDIEN *Auf der Suche nach einem Platz in der Forschungslandschaft*

VON JOHANNES BECKE

Wer sich mit der Geschichte, Kultur und Gegenwart des Nahen und Mittleren Ostens beschäftigen will, findet dazu in den deutschen Orient-Instituten in Beirut und Istanbul exzellente Bibliotheken und Forschungsbedingungen vor – nur in Israel wird es etwas schwierig: Während beispielsweise Franzosen, Briten oder sogar die Mormonen ein eigenes Forschungsinstitut zur israelisch-palästinensischen Gegenwart in Jerusalem betreiben, schweift der Blick der vielen mit deutschen Steuergeldern finanzierten Einrichtungen in Israel weiterhin eher unter die Erde (Archäologie), in den Himmel (Theologie) oder über das Mittelmeer (jüdisch-diasporische Geschichte). Allzu selten richtet sich dieser auf die lebendigen Kulturen sowie die aktuellen Konflikte zwischen dem Mittelmeer und dem Jordan; die israelische Gesellschaft wird weiterhin als ein herausgerissenes Stück des alten Mitteleuropa betrachtet. Oder, wie es der Historiker Dan Diner auf den Punkt bringt: »... wenn schon nicht in Europa, so doch von Europa«. Folgt man der deutschen Forschungsförderung in

Der Blick auf Israel als quasi-europäische Enklave ist problematisch.

Israel, dann könnte der Eindruck entstehen, der jüdische Staat sei identisch mit dem utopischen Roman *Altneuland* von Theodor Herzl. Dieser hatte sich das zionistische Projekt als unmittelbare Fortsetzung des jüdischen Wien vorgestellt, wo man Deutsch spricht – und wer in die Oper gehen will, kauft sich zuvor weiße Handschuhe.

Aber dieser Blick auf Israel als quasi-europäische Enklave verkennt nicht nur das Wesen der israelischen Gesellschaft, sondern auch ihrer Nachbarn. Um es am Beispiel der Oper zu verdeutlichen: Selbstverständlich wurde im britischen Mandatsgebiet Palästina noch vor der israelischen Staatsgründung ein Opern-Ensemble in Tel Aviv aufgebaut – aber dessen Premiere im Jahr 1923 erfolgte ganze 54 Jahre nach der Eröffnung des Opernhauses von Kairo. Heute ist der Hauptsitz der israelischen Oper das Tel Aviver Zentrum für Darstellende Künste. Aber das einst so futuristische Bauwerk aus dem Jahr 1994 wirkt neben dem monumentalen Opernhaus in Dubai von 2016 mittlerweile reichlich angestaubt. Und



Fotos: Thinkstock

genau wie sich vermeintlich »westliche« Musikkultur in der arabischen Welt finden lässt, so ist auch die angeblich »östliche« Musik im Staat Israel zu Hause. Das typisch europäische Repertoire des Tel Aviver Symphonieorchesters findet sein Gegenstück in der orientalischen Klassik des Andalusischen Symphonieorchesters in Jerusalem.

Für das Forschungsfeld der Israelstudien erschließen sich aus dieser Debatte über die kulturelle Verortung der israelischen Gesellschaft zwei unterschiedliche Zugänge, die sich gegenseitig ergänzen: als Zweig der jüdischen Geschichte, wie dies am Zentrum für Israel-Studien an der Ludwig-Maximilians-Universität München der Fall ist – das heißt, das Nachdenken über die Kontinuitäten und Brüche zwischen jüdisch-diasporischem und jüdisch-nationalstaatlichem Leben. Oder aber sie sind Bestandteil der Nahoststudien,

wie an der Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg. Das bedingt die Reflexion über die Strategien einer Zugehörigkeit oder Abgrenzung Israels im Kontext der Region.

Das Fach Israelstudien ist nicht nur in der Forschungslandschaft in Deutschland recht uneinheitlich verortet. An manchen Universitäten in der angelsächsischen Welt wird ein eigener Abschluss angeboten, der bisweilen mit dem in Palästina studien konkurriert, so beispielsweise an der School of Oriental and African Studies in London. An anderen Standorten wie in Princeton dagegen sind die Israelstudien fest in die Nahoststudien eingebunden. Auch in Deutschland gibt es Hoffnungszeichen, dass die nahöstliche Politik der (Selbst-)Abgrenzung nicht in den wissenschaftlichen Raum übertragen wird. Das neuartige und hochaktive Israel-Forschungsprojekt der

Stiftung Wissenschaft und Politik (SWP), des Thinktanks, der die Bundesregierung zu außenpolitischen Fragen berät, ist fester Bestandteil der Forschungsgruppe Naher/Mittlerer Osten und Afrika. Und der Bachelor in Nahoststudien an der Universität Halle integriert selbstverständlich sowohl die hebräische als auch die arabische Sprachausbildung. In Heidelberg arbeitet die Hochschule für Jüdische Studien ebenfalls an einer engeren Kooperation mit der Ruprecht-Karls-Universität, um in Zukunft Studierenden die Chance geben zu können, ihre Hebräischkompetenzen mit dem Arabischen, Türkischen oder Persischen zu kombinieren und dabei einen Schwerpunkt auf den Kontakt und den Vergleich zwischen jüdischen wie muslimischen Kulturen im Vorderen Orient zu setzen.

Das Fach Israelstudien ist in der Forschungslandschaft recht uneinheitlich verortet.

Im Rahmen von Nahoststudien beinhaltet das Fach aber auch immer die notwendige Auseinandersetzung mit unterschiedlichen nationalgeschichtlichen Gründungsmythen. Das bezieht sich sowohl auf die israelische Enklaven-Fantasie vom Selbstbild einer »Villa im Dschungel« als auch die exkludierenden arabischen Narrative einer »Welt des Islam«, in der Juden nicht vorkommen. Dabei waren und sind sie ebenso selbstverständlicher Teil der Region des Vorderen Orients wie auch die nichtarabischen Türken, Perser, Berber und Kurden oder Nichtmuslime wie Kopten, Maroniten, Mandäer und Jesiden. Das Projekt eines jüdischen Nationalstaats ist nicht mehr und nicht weniger legitim als die Idee eines kurdischen Nationalstaats.

Als Teil der Nahoststudien hinterfragt die Disziplin zugleich jüdische wie arabische Exklusivansprüche auf das Land Israel/Palästina. Sowohl Juden als auch palästinensische Araber haben indigene Rechte auf nationale Selbstbestimmung und werden auf lange Sicht einen Ausgleich finden müssen. Niemand hat das Recht, den Staat Israel abzuschaffen, nur weil er aus Haifa vertrieben wurde – und niemand hat das Recht, einen palästinensischen Staat zu verhindern, nur weil er aus Hebron, Odessa oder Kiel fliehen musste.

Das zähe Ringen um das Heilige Land sollte dabei nicht als Projektionsfläche für deutsche Identitätspolitik missbraucht werden, insbesondere für die Vorstellung, hier werde ein Kampf zwischen Orient und Okzident ausgefochten. Für beide Nationalbewegungen, jüdisch wie arabisch, war Europa Feind und Vorbild zugleich. Die zionistische Wiederbesiedlung des Landes wurde nur möglich durch die britische Balfour-Erklärung – aber auch die meisten arabischen Staaten hatten einen britischen Geburtshelfer; selbst die Fahne der arabischen Revolte von 1916 wurde von dem britischen Diplomaten Mark Sykes entworfen, bekannt als einer der Architekten des Sykes-Picot-Abkommens. Wer also den Staat Israel verstehen will, muss sich mit der gesamten Region beschäftigen – und wer sich mit dem Nahen und Mittleren Osten beschäftigt, dem kann die Auseinandersetzung mit dem zionistischen Projekt ans Herz gelegt werden.

Der Autor ist Juniorprofessor für Israel- und Nahoststudien.



Gebote neu interpretiert

RELIGION Warum Mordecai Kaplans »The New Haggadah« von 1941 unter orthodoxen Rabbinern für Empörung sorgte

VON BIRGIT KLEIN

Wie konstitutiv der Auszug aus der Sklaverei in Ägypten in die Freiheit für die jüdische Religionsgeschichte ist, spiegelt sich in der täglichen Liturgie wider. Im Morgen- und Abendgebet erinnert der Segensspruch »Erlöser des Volkes Israel«, der auf die Rezitation des »Höre Israel« und seiner drei Toraabschnitte folgt, an Gottes befreiendes Handeln bei der Durchquerung des Schilfmeers: »Mosche und die Kinder Israels priesen Dich mit großer Freude, singend: ›Wer gleicht Dir, Ewiger, unter den Göttern! Wer gleicht Dir, einzigartig in Heiligkeit; ehrfurchtgebietend in Herrlichkeit, Wunder vollbringend!‹« (Exodus 15,11).

Dass die Freude über die Rettung indes im Zusammenhang mit dem Ertrinken der Ägypter in den Fluten des Schilfmeers stand und der Preis für die eigene Rettung die Vernichtung der Feinde war, gab bereits in der Antike Anlass zur Kritik: »Die Geschöpfe meiner Hände versinken im Meer – und ihr singt vor mir?« So fragt Gott, gemäß einer Auslegung im Babylonischen Talmud, vorwurfsvoll seine Dienstengel (Megilla 10b, Sanhedrin 39b).

Dieser Einwand blieb indes lange ohne liturgische Folgen, zumal bereits in der Antike eine gegenlautende Tradition existierte. So auch in dem Vers: »Wer gleicht Dir, Ewiger, unter den Göttern (elim)?« Eigentlich sollte »elim«, was Götter heißt, als »illmim«, also Sprachlose, gelesen werden: »Wer gleicht Dir unter den Sprachlosen (illmim), der die Schmach seiner Kinder hört und schweigt« (Mechilta de Rabbi Jischmael zu Exodus 15,7). Derselbe Gelehrte ruft Gott auf: »Gieße Deinen Zorn über alle Völker aus, die ihn nicht kennen, und über die Geschlechter, die Deinen Namen nicht anrufen.«

Angesichts der mittelalterlichen Verfolgungen ist es wenig erstaunlich, dass spätestens seit dem 12. Jahrhundert auch in der Haggada am Sederabend Gott aufgerufen wird, seinen Zorn über die Unterdrücker auszugießen, und zwar in dem Moment, in dem man den Becher des Elias füllt und für ihn als den Verkünder des Messias die Tür öffnet, der endgültig von jeder Unterdrückung und Verfolgung Befreiung bringen soll. Im 16. Jahrhundert berichtete indes der Arzt und Rabbiner Eliesser Ben Elias Aschkenasi (1513–1586) in seinem 1580 im polnischen Gniezno abgeschlossenen Torakommentar *Maaseh Haschem*, dass »eine Nichtjuden, unter deren Schutz wir im Exil

leben, dächten, dass wir sie hiermit verfluchen, obgleich wir doch andererseits für ihr Wohl beten«. Diesen vermeintlichen Widerspruch löste der Rabbiner, indem er alle Nichtjuden, unter denen Juden lebten, für gottgläubig erklärte und damit vom göttlichen Zorn ausnahm.

Die *Union Haggadah*, 1908 in Ohio von der Central Conference of American Rabbis der Reformbewegung herausgegeben, ließ den Becher des Elias wie auch die Anrufung des göttlichen Zorns lieber gleich ganz weg und verwies lediglich im Anhang auf diesen früheren Brauch.

Auf vehementen Protest der amerikanischen Orthodoxie stieß indes erst *The New Haggadah*, 1941 von dem amerikanischen Rabbiner und Theologen Mordecai M. Kaplan (1881–1983) her-

Kaplan hatte die traditionelle Aufzählung der zehn Plagen aus der Haggada gestrichen.

ausgegeben, der zwar zeitlebens am Jewish Theological Seminary in New York, dem konservativen Rabbinerseminar, lehrte, aber zum Begründer der vierten Strömung im Judentum wurde, des Rekonstruktionismus. Bereits in seinem 1934 erschienenen Hauptwerk *Judaism as a Civilization* hatte Kaplan das Judentum als eine sich fortwährend entwickelnde Zivilisation verhandelt, die neben religiösen auch weitere Aspekte umfasste wie zum Beispiel Land, Kultur, Sprache oder Literatur, Kunst und Musik.

Das Wissen um die sowohl kontinuierlich als auch historisch geprägten Entwicklungen erlaube es gemäß dieser Auffassung, die jüdischen Rituale und Grundsätze im Zuge ihrer Rekonstruktion daraufhin zu überprüfen, inwieweit sie zum Wohle aller, also Juden wie auch Nichtjuden, und damit der gesamten Schöpfung beitragen und Gott auf diese Weise als die »Macht, die Freiheit stiftet« verkünden.

Im Zuge dieser Rekonstruktion hatte Kaplan die traditionellen Ritualgebote neu definiert, und zwar nicht als unveränderliche göttliche Gebote, Mizwot, sondern vielmehr als »Bräuche des jüdischen Volkes«, denen man zwar grundsätzlich Loyalität schulden sollte, die aber nicht immer einzuhalten waren – vor allem dann nicht, wenn sie wie die Speisegebote rund um das Thema Kaschrut das soziale Zusammenleben mit Nichtjuden einschränken würden. Daher hielt Kaplan

es für möglich, im Haus von Nichtjuden zwar vorbehaltlos zu essen, sich im Hause eines Juden unkoscherer Speisen aber zu enthalten. Obwohl Kaplan nicht zur grundsätzlichen Missachtung der Kaschrut aufrief, wurde er für seine abwägende Haltung heftig von prominenten orthodoxen Vertretern kritisiert.

Wenig erstaunlich dürfte es daher sein, dass Kaplan auch den Wortlaut der Haggada rekonstruieren wollte. Ausgangspunkt bildete seine bereits 1937 formulierte Erkenntnis, dass die Befreiung, die die Juden erhofften, auch die Erlösung der Gesellschaft im Allgemeinen von ihren Übeln mit einschließen müsste.

Diese universalistisch durchwirkten Vorstellungen von Befreiung konnte Kaplan keinesfalls mit einer Abgrenzung von anderen Völkern vereinbaren, sodass er nicht nur das traditionelle Konzept der »Erwählung Israel« durch Israels »Berufung zum Dienst« an Gott und der gesamten Menschheit ersetzte, sondern konsequenterweise auch die Anrufung des göttlichen Zorns in *The New Haggadah* von 1941 ersatzlos strich. Das blieb natürlich nicht ohne Konsequenzen für ihn ganz persönlich. Auf den Sturm der Entrüstung folgte vier Jahre später die Verhängung eines Banns, ausgesprochen von der Union of Orthodox Rabbis in the United States and Canada. Der Vorwurf: Mit seiner Streichung habe Kaplan die Gunst der Nichtjuden erlangen wollen, und dies ausgerechnet zu einer Zeit, als die »verfluchten Mörder«, gemeint waren die Nazis, bereits ganze jüdische Gemeinden ausgelöscht hatten.

Anders als die traditionelle Aufzählung der zehn Plagen, die Mordecai Kaplan gleichfalls gestrichen hatte, wurde der göttliche Zorn nicht wieder in die rekonstruktionistischen Haggadot eingeführt – getreu dem Prinzip, sich ausschließlich über positive Werte ohne jegliche Form der negativen Abgrenzung von anderen Religionen zu definieren.

Die derzeitige Zunahme antisemitischer Übergriffe wie Friedhofschändungen und Bombendrohungen gegen jüdische Einrichtungen in den USA verleiht dem Wunsch, Gott möge doch »seinen Zorn über all jene ausgießen, die ihn nicht anerkennen«, neue Aktualität. Aber in der Praxis sind Wissensvermittlung über das Judentum und Dialog die hoffentlich probateren Gegenmittel, denen sich auch die Hochschule für Jüdische Studien in Heidelberg verschrieben hat.

Die Autorin ist Inhaberin des Lehrstuhls für die Geschichte des jüdischen Volkes.



Foto: Universitäts- und Landesbibliothek Darmstadt

Die Darmstädter Haggada von Israel ben Meir aus Heidelberg aus dem Jahr 1430

An einem Tag im April

SCHOA Untergang, Widerstand, Rettung – Pessach in dunkler Zeit



Warschauer Ghetto: Die Deutschen deportieren die wenigen Überlebenden des Aufstands.

VON DANIEL KROCHMALNIK

Um 6 Uhr am Morgen des 19. April rückten die deutschen Truppen und ihre Helfershelfer ins Warschauer Ghetto ein, um die noch verbliebenen 70.000 Juden in die Todeslager zu verschleppen. Diese »Aktion« war – wie so oft bereits – auf einen jüdischen Feiertag gelegt worden. Man schrieb das Jahr 1943, und es war der Rüsttag zu Pessach. Trotz der unbeschreiblichen Not hatte man im Ghetto versucht, sich mit wenigen Mazzen und etwas Wein auf das Fest vorzubereiten. Aber nicht nur das. Denn auch auf die bevorstehende Deportation waren die Juden dieses Mal vorbereitet und konnten deshalb unter Führung des Zionisten Mordechai Anielewicz heldenhaft Widerstand leisten. Unter Verlusten mussten sich die Deutschen zurückziehen. Noch am selben Abend feierten die Juden Pessach – oder, wie der Feiertag auch heißt, die »Zeit unserer Freiheit« (Sman Cherutenu). Auf der nichtjüdischen Seite dagegen genossen die nichtjüdischen Polen weiterhin den Frühling. Der Aufstand in unmittelbarer Nachbarschaft interessierte die wenigsten. Und nahe der Ghettomauer drehte sich weiterhin das Riesenrad. Dazu der polnische Schriftsteller und spätere Literaturnobelpreisträger Czeslaw Milosz in seinem Gedicht »Campo di Fiori«: »Der Wind von den brennenden Häusern/ Blies in die Kleider der Mädchen,/ Die fröhliche Menge lachte/ Am schönen Warschauer Sonntag«.

Um 9 Uhr desselben Tages fand im Kleinen Sitzungssaal Nr. 216 des Münchner Justizpalastes der Prozess gegen den Philosophieprofessor Kurt Huber sowie die Medizinstudenten Alexander Schmorell und Wilhelm Graf statt. Zwei Monate zuvor waren Hans und Sophie Scholl beim Verteilen eines regimiekritischen Flugblattes Hubers im Lichthof der Münchner Universität gefasst worden. Es schloss mit den Worten: »Unser Volk steht

im Aufbruch gegen die Verknechtung Europas durch den Nationalsozialismus, im neuen gläubigen Durchbruch von Freiheit und Ehre.« In früheren Flugblättern hatten die Mitglieder der Weißen Rose offen den Massenmord an den polnischen Juden angeprangert. Wie einst Sokrates vor den Richtern in Athen stand nun ihr geistiger Mentor vor den Blutrichtern des Volksgerichtshofes. Nach Verkündung des Todesurteils hatte Huber noch einmal das Wort. Unter dem Gebrüll des Gerichtsvorsitzenden erklärte er: »Ich fordere die Freiheit für unser deutsches Volk zurück. Wir wollen nicht in Sklavenketten unser kurzes Leben dahinfliesen.« Das war sehr mutig – und leider ebenso aussichtslos wie der Ghettoaufstand.

Auch in der Zeit des Nationalsozialismus lassen sich Konturen des Exodus wiedererkennen.

Am gleichen Tag noch nahm auf den Bermuda-Inseln eine Konferenz zur Lösung der Flüchtlingsfrage ihren Anfang. Die Alliierten waren über den Judenmord mittlerweile informiert. Zudem häuften sich öffentliche Proteste, weshalb wenigstens dem Anschein nach etwas unternommen werden musste. Aber sowohl Austragungsort als auch Tagesordnung und Teilnehmerliste der Konferenz signalisierten bereits: Man wollte nicht wirklich etwas für die jüdischen Flüchtlinge tun. Ihre Ergebnisse verschwanden im sprichwörtlichen Bermuda-Dreieck. Und während die Propaganda der Nazis Briten und Amerikaner als »Judensöldlinge« darstellte, unternahmen beide wenig zur Rettung von Juden. Die Zusammenkunft auf den Ber-

muda-Inseln war also definitiv keine Antwort des Westens auf die Wannsee-Konferenz, sondern viel eher das fatale Signal an die Mörder, dass sie ungestört weitermachen können.

Gegen 22 Uhr desselben Tages verließ im belgischen Mechelen der 20. Judentransport Richtung Auschwitz den Bahnhof. Unter den 1631 Menschen im Zug im Alter von sechs Wochen bis 90 Jahren befand sich auch die Krankenschwester und Widerstandskämpferin Régine Krochmal. Nach der Abfahrt konnte sie sich aus dem Viehwagon, wo sie mit den anderen eingepfercht war, befreien und sprang in eine Böschung neben dem Bahndamm. Genau in diesem Moment überfielen mutige Untergrundkämpfer den Zug und retteten so einige wenige Menschen vor dem sicheren Tod. Es war einer der ganz wenigen Akte des Widerstands in Europa, der gezielt Juden helfen sollte.

Im Durcheinander gelang auch Régine Krochmal die Flucht. Welches Schicksal sie in Auschwitz erwartet hätte, davon zeugen die Dokumente. Von den 631 erwachsenen Frauen dieses Transports, der am 22. April Auschwitz erreicht hatte, wurden 386 sofort vergast und 112 weitere zu Menschenversuchen in den berüchtigten Block 20 überstellt. Dazu Régine Krochmal: »Ich glaube nicht an Zufälle.« In der »Magie dieses Tages« suchte sie nach Erklärungen für die Koinzidenz des einmaligen Überfalls auf den Deportationszug und ihrer Rettung.

Ghettoaufstand, Weiße Rose, Bermuda-Konferenz und die Flucht von Régine Krochmal – all das geschah an einem einzigen Tag, am 19. April 1943. Auch in dunkelster Zeit lassen sich also Konturen des Exodus wiedererkennen. In diesem Sinne: MeAwdut LeCherut – von der Sklaverei zur Freiheit.

Der Autor ist Inhaber des Lehrstuhls für Jüdische Religionslehre, -pädagogik und -didaktik.

Neue Wörter für das Land

IWRIT Die Quellen der modernen hebräischen Alltagssprache

VON VIKTOR GOLINETS

Als Ende des 19. Jahrhunderts die Idee aufkam, Hebräisch in Eretz Israel als Alltagssprache einzuführen, stellte das Fehlen der Wörter für Gegenstände und Konzepte der Moderne ein ernstes Hindernis dar. Selbst Theodor Herzl schrieb in seinem Buch *Der Judenstaat*: »Wir können doch nicht Hebräisch miteinander reden. Wer von uns weiß genug Hebräisch, um in dieser Sprache ein Bahnbillett zu verlangen?«

Herzl wusste nicht, dass Eliezer Ben Jehuda, Hebräischlehrer und Sprachaktivist, das Problem des defizitären Wortschatzes bereits längst erkannt hatte, als er damit begann, Hebräisch als Idiom zu propagieren. Der lexikalische Mangel machte sich vor allem in Kindergärten und Schulen bemerkbar. Daher fingen Ben Jehuda und seine Mitstreiter an, auf Basis des bestehenden hebräischen Wortschatzes neue Begriffe zu entwickeln. Zwecks Förderung dieses Projekts wurde 1890 in Jerusalem das Wa'ad HaLaschon Halvrit, das Komitee der Hebräischen Sprache, mit Ben Jehuda als erstem Präsidenten ins Leben gerufen. Seine Aufgabe: die Weiterentwicklung und Normierung des Wortschatzes. Zwischen 1912 und 1928 veröffentlichte man zahlreiche Wortlisten mit neuen Begriffen, ab 1928 in der eigens dafür gegründeten Zeitschrift »Leschonenu« (Unsere Sprache). Ferner entstanden thematische Wörterbücher.

Ein Beispiel: Spätestens 1892, als die Eisenbahn zwischen Jaffa und Jerusalem eröffnet wurde, musste ein hebräischer Begriff für »Fahrkarte« her. Die Wahl fiel auf »Kartis«. Jeder, der schon einmal in Israel unterwegs war oder ins Kino ging, kennt ihn. Das Wort selbst ist griechischen Ursprungs und findet sich bereits im aramäischen Text des Talmudtraktats Ketubot 33:3. Es hat die Bedeutung von »Quittung« oder »Schuldschein« und demonstriert exemplarisch die Entwicklung des modernen Wortschatzes. Ein griechisches Lehnwort im Aramäischen, das aufgrund seines Gebrauchs im Talmud bereits seit der Antike bekannt war, wird mit einer neuen Bedeutung belegt.

Eine andere Methode ist die Bildung von Wörtern auf Basis von Wurzeln und morphologischen Bildungselementen, die entweder hebräischen Ursprungs sind oder anderen semitischen Sprachen wie dem Aramäischen oder Arabischen entstammen. Exemplarisch dafür »Lawjan«, zu Deutsch »Trabant« oder »Satellit«. Es besteht aus dem Verb »lawa«, also »begleiten«, sowie dem ursprünglich aramäischen Ableitungssuffix »-an«, das im Hebräischen heute oft zu finden ist. Auf diese Weise wurde ein Wort geschaffen, das lautlich und grammatisch wie ein genuiner Bestandteil des hebräischen Lexikons aussieht.

Auch das von Ben Jehuda kreierte Wort für »Bürste«, also »Miwreschet«, folgt diesem Prinzip. Die Wurzel extrahierte er aus dem englischen »brush«. Somit wurde das Gebilde »b-r-sch« ge-



Illustration: Marco Limberg

wonnen, das aus drei Konsonanten bestehend sehr hebräisch anmutet. Daraufhin wurde diese Wurzel mit zwei hebräischen Wortbildungselementen versehen: Vorangestellt wurde das Präfix »M-«, das zur Ableitung von Bezeichnungen für Instrumente, Handlungen und Orte dient. Und am Ende fand das Suffix »-t« Platz, das auf das feminine Geschlecht verweist. Für den hebräischen Muttersprachler klingt »Miwreschet« also wie ein wasch-

Bei der Suche nach Neologismen geht es nicht nur um Sprachpurismus.

echtes hebräisches Nomen, es enthält aber in sich eine nichtsemitische Wurzel und weist das grammatische Geschlecht seines deutschen Pendantes auf. All das zeigt sehr anschaulich, warum der Begriff »Wortschöpfung« auf zweierlei Weise verstanden werden kann: einerseits im Sinne des Erschaffens von neuen Vokabeln aus dem Fundus des Hebräischen, andererseits aus dem Wortschatz ganz anderer Sprachen.

Heute leistet die 1953 aus dem Wa'ad HaLaschon Halvrit hervorgegangene Akademie der Hebräischen Sprache diese Aufgabe. Ihre Generalversammlung empfiehlt jedes Jahr hebräische Neologismen für verschiedene Themenbereiche. 2016 und 2017 etwa wurden Wörterbücher für Informationstechnik, Humangeografie und Versicherungswesen veröffentlicht. Zu den darin vorgestellten neuen Begriffen gehörten etwa:

Anonymisierung, Bunker, Big Data, öffentliches Bloßstellen, Aufkleber, Billigflug, Piercing, Binge Watching (Komaglotzen) sowie Erschwinglichkeit, begehbare Stadt, Transhumanz und Wächterhäuschen. All diesen Wörtern ist gemein, dass sie Lehnwörter, vor allem englische, ersetzen und zugleich gesellschaftliche Entwicklungen und kulturelle Trends widerspiegeln sollen. Somit sind sie nicht nur für Philologen, sondern auch für Soziologen von Interesse.

Bei der Suche nach Neologismen geht es nicht nur um Sprachpurismus. Der Gebrauch von hebräischen Wörtern anstelle von Entlehnungen hat euphonische und semantische Relevanz. Das Hebräische hat bei allen grammatischen und lexikalischen Übernahmen aus den europäischen Sprachen sein formelles Gepräge bewahrt. Damit es weiterhin so bleibt, müssen neue Begriffe lautlich und inhaltlich hebräisch sein. Selbst wenn das gesprochene Hebräisch die typischen Kehllaute der semitischen Sprachen immer mehr verliert und somit näher an die europäischen Sprachen rückt, sorgen Neologismen für den Erhalt des hebräischen Klanges.

In semantischer Hinsicht tragen die eigensprachlichen Begriffe zusätzliche Bedeutungen und Konnotationen, die ihren Wortwurzeln und Bestandteilen eigen sind. Durch ihre Verwendung nehmen sie zusätzliche Nuancen und Inhalte in sich auf. Dadurch erst wird ein Sprachreichtum generiert, der nicht allein von der Anzahl der Wörter abhängt. Nun ist bekannt, dass sich nicht alle Sprachempfehlungen der Akademiemitglieder durchsetzen können. Da die Einführung der Neologismen heutzutage aber systematisch und dokumentiert erfolgt, können Linguisten und Soziologen so den Prozess der Akzeptanz oder des Ablehnens von Wörtern genau nachvollziehen. Denn in vielen Fällen ist es unklar, warum eine Sprache bestimmte Wörter hervorbrachte oder wieder vergaß. Die Veränderung des Wortschatzes ist ein natürlicher Prozess, dem alle lebenden Sprachen unterliegen. Zugleich manifestiert sich auf diese Weise ihre Dynamik – so wie selbstverständlich auch im Hebräischen.

Der Autor ist Juniorprofessor am Lehrstuhl für Hebräische Sprachwissenschaft.

Koscheres Pessach

TRADITION Was die »Goldene Haggada« über den Ritus erzählt

VON ANNETTE WEBER

Kochen ist für viele immer noch Hausfrauensache und daher alles andere als eine Kunst. Wenn aber ein Star wie Tom Franz zum Kochlöffel greift und erfolgreich koschere Gerichte zaubert, dann wird das Ganze schnell als Kunst deklariert. Schließlich gilt koscheres Kochen als kompliziert, weil so viele Regeln beachtet werden müssen – etwa die Trennung von fleischigen und milchigen Speisen oder das Know-how darüber, welche Tiere überhaupt zum Verzehr erlaubt sind. Dazu addieren sich die Gebote für die symbolischen Speisen. So wie etwa für ungesäuertes Brot, Bitterkräuter oder geröstetes Lammfleisch, die alle zu Pessach in Erinnerung an den Auszug aus Ägypten verzehrt werden sollen.

Kaschrut prägt unser jüdisches Leben schon seit Jahrtausenden. Deshalb sollte es nicht erstaunen, wenn sich auch jüdische Künstler immer wieder mit den Speisegesetzen beschäftigten. Vor allem in den Pessach-Haggadot finden sich viele illustrierte Anleitungen, wie der Ritus auszusehen hat. Zu den schönsten davon zählt zweifelsohne die *Goldene Haggada* aus Katalonien, die um 1320 entstand. Auf 14 Bildseiten, die dem Text vorangestellt sind, zeigt sie einen Miniaturzyklus auf Goldgrund, der die biblische Geschichte von der Schöpfung über die Patriarchen bis hin zum Exodus zeigt.

Unmittelbar daran schließen sich drei Szenen mit den Vorbereitungen für das Pessachmahl an. Auf der letzten Bildseite ist rechts oben Miriam mit ihren Gefährtinnen zu sehen, die alle zeitgenössische Kleidung tragen und einen höfischen Tanz aufführen. Links davon werden Pessachspeisen wie Charosset und Mazze unter Aufsicht des Gemeindevorsitzenden an Mütter mit kleinen Kindern oder an Waisen verteilt. Rechts unten wird die zeremonielle Suche nach Gesäuertem vorgeführt, der Bedikat Chametz. Zu sehen sind Vater und Sohn, wie sie mit Feder und Kerze die letzten Krumen aufspüren. Währenddessen reinigen Mutter und Tochter das Haus buchstäblich von der Decke bis zum Fußboden. In der links daran anschließenden Szene werden Schafe geschächtet und ausgeweidet, parallel dazu Speise- und Küchenutensilien in einem großen Kessel mit siedendem Wasser gekaschert.

Da alle Figuren zeitgenössische christliche Kleidung tragen, die Frauen teils offene Haare haben und nur zwei ältere Männer Bärte, vermutete man lange Zeit, dass es wohl christliche Künstler waren, die im Auftrag eines jüdischen Patrons die *Goldene Haggada* geschaffen haben. Aber die Erzählung der Bilder ist von rechts nach links organisiert, wie der Zeilenlauf im Hebräischen, und damit nicht wie in der christlichen Kunst üblich von links nach rechts. Auf den Tanz der Miriam rechts oben folgt links die Verteilung der rituellen Speisen an die Bedürftigen – ganz im Sinne der Aufforderung in der Haggada, die Seder Mahlzeit auch mit denen zu teilen, die keine eigene abhalten können. Die beiden Szenen darunter stellen die Reinigung des Hauses der Speisezubereitung voran: Erst nachdem das Haus koscher le-Pessach ist, erfolgt das Schächten und die Herrichtung des Geschirrs. Zu-



Foto: British Library Board

Die Chronologie beweist: Die »Goldene Haggada« wurde von jüdischen Künstlern geschaffen.

dem führen ausschließlich Männer die rituellen Gebote wie das Bedikat Chametz durch, während Frauen eher profane Aufgaben wie das Putzen übernehmen.

All das sind Belege dafür, dass die Künstler sehr wohl im jüdischen Ritus zu Hause waren. Außerdem schließen die Vorbereitungen für einen Seder nahtlos an das biblische Geschehen an und verdeutlichen damit das Gebot, dass sich jede Generation an den Auszug so zu erinnern habe, als ob sie selbst daran teilgenommen hätte. Vermutlich dient der Miniaturenzyklus dazu, ein spezifisch jüdisches Geschichtsbewusstsein zu visualisieren: Jeder jüdische Mensch steht seit Beginn der Schöpfung in der biblischen Traditionskette und ist durch das Befolgen der Gebote zu ihrer Aufrechterhaltung verpflichtet. Die Judaistin Katrin Kogman-Appel vertritt ferner die These, dass es sich bei den Illustratoren der *Goldenen Haggada* sehr wahrscheinlich um jüdische Künstler handelte, die im königlichen Atelier von Barcelona ausgebildet wurden und von der französischen Miniaturmalerei beeinflusst waren. Dennoch hatten sie ihre ganz eigene sefardische Perspektive beibehalten.

Ferner dokumentiert die Verteilung der Speisen den öffentlichen Charakter von Pessach. Und ob-

wohl sich die sefardische Oberschicht in ihrem Erscheinungsbild kaum von der christlichen Umwelt unterschied, hielt sie offensichtlich weiter an den Traditionen fest. Man sorgte dafür, dass alle Mitglieder der Gemeinde das Fest koscher le-Pessach begehen konnten. Die Einhaltung der Kaschrut wurde damit wortwörtlich »zur vornehmen Pflicht«, der sich auch der Auftraggeber der *Goldenen Haggada* unterzogen haben muss und dies in den Bildern dokumentieren ließ.

Jüdische Traditionen basieren also nicht nur auf Texten, sondern auch auf Gemeinsamkeiten beim Essen. Exemplarisch dazu die vielen überlieferten Pessachrezepte. Darstellen lassen sie sich kaum. Dafür aber umso besser probieren. Immer wieder verweisen einzelne Gerichte und Zutaten auf biblische Geschichte. Kein Wunder, dass es gerade die koschere Küche war, die zu einem der nachhaltigsten Identitätsträger im Judentum aufsteigen konnte.

Die Autorin ist Inhaberin des Lehrstuhls für Jüdische Kunst.

Die HfJS wird die Bedeutung der Kaschrut in Vergangenheit und Gegenwart in Sefarad und Aschkenas zu Schawuot (30. Mai bis 3. Juni) in einem eigenen Blockseminar thematisieren.

Jerusalem oder Berlin

PESSACH Studierende teilen ihre Gedanken zum Sederabend

Zu Pessach erinnern sich Juden ihres gemeinsamen Ursprungs sowie ihrer gemeinsamen Identität. Doch was ist jüdisch an einem Volk, das über Jahrtausende hinweg von verschiedenen Kulturen beeinflusst wurde? Zumal jüdische Wissenschaftler heute meistens erklären würden, dass der Auszug aus Ägypten als historisches Ereignis durchaus kritisch zu hinterfragen ist.

Und doch werden uns durch das Pessachfest zentrale jüdische Aspekte ins Gedächtnis gerufen: der Drang nach Freiheit, das Gebot, dem Fremden zu helfen, da wir uns erinnern sollen, dass wir einst Fremde waren in Ägypten, und der Wunsch, das Fest in Geborgenheit zu verbringen.

Um Letzteres zu erreichen, fahre ich selbst über die Pessachtage nach Berlin, wo meine Eltern und viele meiner Freunde wohnen. Berlin ist für mich die wiedererrichtete Stadt, dort fühle ich mich geborgen und frei. Solange der Messias (Bernie Sanders?) die oben genannten Fragen nicht klärt, wird das wohl auch so bleiben.



Samuel Vingron,
B.A. Jüdische Religionslehre
(Lehramtsoption)

Zu Pessach werde ich immer sehr nostalgisch. Das Fest erinnert mich sehr an meine Kindheit. Damals wurde zu Pessach immer meine ganze Familie zusammengerufen, um nachts gemeinsam bei Kerzenlicht noch die letzte Brotkrume zu finden, die sich irgendwo im Haus versteckt haben könnte.

Ich denke auch sehr gerne an den gemeinsamen Pessach-Seder zurück. Mein Vater, der uns in all den Jahren durch das Festmahl führte, war stets darum bemüht, die zeremoniellen Szenen der Haggada für uns Kinder ganz dramatisch darzustellen. Ich sehe es heute noch vor mir, wie er die Mazzot in die Höhe reckte und den Eröffnungsspruch rief: »Ha'lachma Anya – Dies ist das Brot der Knechtschaft!«



Hannah Schachter,
Promotion Jüdische Studien

Auch wenn die Vorbereitungen zu Pessach immer sehr zeitaufwendig sind, ist es für mich doch jedes Mal eine sehr schöne Zeit, die man gemeinsam mit der Familie verbringt. Ich freue mich beispielsweise jedes Jahr auf den gemeinsamen Großeinkauf in Straßburg, der ein paar Tage vor dem Pessach-Seder auf dem Plan steht. Dabei werden die Läden mit koscheren Lebensmitteln von uns fast leergeräumt. Wein, Käse, Fleisch und selbstverständlich Maz-



GEDANKEN ZU PESSACH

Der bekannteste Brauch zu Pessach ist natürlich das Seder-mahl. Wörtlich übersetzt bedeutet Seder »Ordnung«. Und es ist keine Überraschung, dass dieses Mahl so genannt wird, da es nach einer ganz bestimmten Ordnung abläuft: Es gibt 15 Schritte, die befolgt werden müssen – in diesem Jahr, genau wie in den vergangenen Jahren, den alten Traditionen folgend. (Insofern ist es keine Überraschung, dass mir dabei immer das berühmte *Dinner for One* in den Sinn kommt – »the same procedure as every year, James«.) Natürlich ließe sich das abkürzen. Abkürzungen sind ungemein praktisch, wie jeder weiß – sie sparen Zeit, Aufwand, Geld. So kann man, einer klugen Abkürzung sei Dank, dem Berufsverkehr ausweichen oder sich schnell und einfach von Shakespeare bis Harry Potter alles aneignen, indem man nur ein einziges Buch liest, das alle Werke auf jeweils drei Seiten zusammenfasst. Aber man sollte um keinen Preis versuchen, Abkürzungen im Leben zu nehmen. Schon gar nicht, wenn es um die eigenen Kinder, um den eigenen Partner oder um sich selbst geht. Wer ein selbstbewusstes, selbstreflektiertes und recht-schaffenes Leben mit tief greifenden Beziehungen führen und die eigene persönliche Stärke entfalten möchte, der kann sich nicht auf einen abgekürzten Weg machen. Nur die Ordnung – Seder – wird zu diesem Ziel führen. Wahres Leben ist nicht mit Abkürzungen vereinbar. Denn es wird kein Kind erwachsen werden, ohne je die Jugend durchlebt zu haben, und kein Erwachsener wird zu einer inneren Reife gelangen, ohne sich auf den – wenn man es wagt – langen und steinigen Pfad des menschlichen Lebens gemacht zu haben.

■ *Shaul Friberg ist Rabbiner an der Hochschule für Jüdische Studien in Heidelberg.*



zot werden in großen Mengen eingekauft. Ein Außenstehender könnte denken, dass wir für eine ganze Armee oder ein ganzes Jahr einkaufen.

Schließlich wird gemeinsam mit Freunden ein Festmahl für 12 bis 15 Personen gezaubert. In unserer Familie versammeln sich beim Pessach-Seder Menschen mit ganz unterschiedlichen Traditionen, unterschiedlicher Herkunft, Alt und Jung. Wir sind immer darum bemüht, alle Traditionen unserer Gäste mit den eigenen zu vereinen, weshalb unser Pessach-Sederteller auch immer variiert. Wir lesen uns abwechselnd die Haggada vor, singen gemeinsam und erzählen uns Anekdoten. Am wichtigsten an diesem Abend ist allerdings, dass sich jeder Zeit nimmt. Handys und Computer bleiben ausgeschaltet, und die gesamte Aufmerksamkeit richtet sich auf die Leute im Raum und den gemeinsamen Abend.

Anna Ben Shlomo,
B.A. Jüdische Studien



In der Regel feiere ich Pessach zusammen mit meiner Familie. Wir verbringen gemeinsam einen gemütlichen Abend, essen Mazzen und Mazzeknödels, und natürlich darf auch der Gefilte Fisch, der nach dem Rezept meiner Urgroßmutter zubereitet wird, nicht fehlen. Bis heute mache ich mich auf die Suche nach dem Afikoman. So erinnern wir uns an den Auszug aus Ägypten. Der traditionelle Aspekt des Festes steht für uns dabei im Vordergrund.

Ein Pessachfest ist mir jedoch besonders in Erinnerung geblieben: Vor drei Jahren nahm ich an einem Sederabend der Chabadgemeinde von Dublin teil. Dort traf ich vor allem auf junge Menschen aus Ländern wie Amerika, Spanien, England, Österreich und Deutschland. Wir waren alle aus verschiedenen Gründen nach Dublin gekommen und hatten einen ganz unterschiedlichen Bezug zum Judentum. Aber an diesem Abend verband uns derselbe Wunsch: gemeinsam Pessach zu feiern. Dem jungen Rabbiner aus England, der uns durch den Abend führte, ist es außerordentlich gut gelungen, alle in das Geschehen miteinzubeziehen. Alle durften Haggada-Abschnitte vorlesen und die ihnen vertrauten Melodien vorstellen. So spiegelte sich die Internationalität der Teilnehmer im Sederabend wider. Es war ein tolles Erlebnis mit interessanten Begegnungen und einzigartigen Momenten – für mich ein unvergessliches Pessachfest.

Katharina Fundaminski,
M.A. Jüdische Museologie



Wir wünschen allen ein schönes Fest in Freiheit und Geborgenheit!

»Eigene Haltung entwickeln«

ALUMNI *Das sagen ehemalige Studierende über die Hochschule*

Magdalena Herzog studierte auf Magister im Hauptfach Religionswissenschaft und in den Nebenfächern Islamwissenschaft und Jüdische Studien. Heute arbeitet sie als Lektorin für den Verlag



Foto: Sharon Adler

Beltz Juventa im sozialwissenschaftlichen Bereich. Über ihre Studienzeit in Heidelberg sagt sie: »Die Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg ist thematisch sehr breit aufgestellt, was mir für meine jetzige Tätigkeit sehr geholfen hat: Tora, Geschichte, Philosophie, das Erlernen des Hebräischen, die Literatur – diese Bereiche haben mein Denken und meinen Blick auf die europäische Geschichte über mein Studium hinaus maßgeblich geprägt. Das Fach erlangte während meiner Studienzeit eine ausgeprägte politische Dimension. Das Studium hat mich damals gewissermaßen dazu gezwungen, die gesellschaftspolitischen Debatten intensiv zu verfolgen und eine eigene Haltung zu entwickeln. Oft sah ich mich aufgefordert – außerhalb der HfJS –, Position zu beziehen, insbesondere gegenüber der Erinnerungskultur in Deutschland, dem hiesigen Antisemitismus und nicht zuletzt gegenüber der Politik der israelischen Regierung. Das war nicht immer angenehm, nicht zuletzt, weil diese Aufforderungen nur bedingt mit

den Jüdischen Studien in Verbindung stehen. Und doch habe ich dadurch gelernt, Haltung einzunehmen. Für meine jetzige Tätigkeit ist das sehr wichtig. Durch den internationalen und interdisziplinären Ansatz empfand ich die Einrichtung des Ben-Gurion-Lehrstuhls für Israel- und Nahoststudien als sehr bereichernd.

Auch wenn mir manchmal die Angebote und Möglichkeiten einer Großstadt fehlten, ist die Hochschule in Heidelberg meiner Meinung nach ein wunderbarer Ort, um sich diesem sehr aufwendigen Studium zu widmen. Die Betreuung durch die Dozenten ist sehr intensiv und wohlwollend, und die Nähe zur Religionspraxis findet man sicherlich nur an wenigen Universitäten in Deutschland.

Zukünftigen Studierenden und Absolvierenden kann ich nur empfehlen, die gesellschaftlichen Debatten aktiv zu verfolgen und die Jüdischen Studien nicht allein als Fachdisziplin oder mögliche Identität zu sehen, sondern diese als eine Art des Diskurses mitzudenken.«

Shila Erlbaum hat in Heidelberg und Jerusalem Jüdische Studien und Soziologie studiert. Heute arbeitet sie als Kultus- und Bildungsreferentin beim Zentralrat der Juden in Deutschland.

Über ihre Zeit an der HfJS sagt sie: »Mein Studium an der HfJS war von einer familiären Atmosphäre geprägt. Vorlesungen und Seminare waren viel weniger überlaufen als die Veranstaltungen an der Uni, sodass man ein persönlicheres Verhältnis zu den Professoren aufbauen konnte und eine intensive Förderung genoss. Großartig fand ich die Möglichkeit, im Rahmen meines Studiums ein Auslandsjahr an der Hebräischen Universität in Jerusalem machen zu können. Ich rate allen, jede Gelegenheit zu den Auslandsaufenthal-



Foto: Marco Limberg

ten zu nutzen, die die HfJS bietet. Ich würde jederzeit wieder in Heidelberg studieren – es liegt in einer wunderschönen Umgebung und bietet großartige Möglichkeiten, sich über den Teller- rand hinaus Wissen anzueignen. Die Universität Heidelberg bietet unglaublich viel, aber auch das kulturelle Angebot der Stadt ist nicht zu unterschätzen. Dazu kann man jede Menge interessante Menschen treffen.

Ich kann (zukünftigen) Studierenden das vielfältige Angebot, das ein Studium an der HfJS in Verbindung mit der Universität Heidelberg bietet, nur empfehlen. Man sollte so viel wie möglich von dem mitnehmen, was außerhalb dessen liegt, was man machen ›muss‹. Es lohnt sich!«

Caspar Battegay studierte Germanistik, Philosophie und Jüdische Studien (im Nebenfach) an der Universität Basel, bevor er mit einer Arbeit zur deutsch-jüdischen Literatur an der Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg und der Universität Heidelberg promovierte.

Nach seiner Promotion in Heidelberg Ende 2009 war Battegay zunächst als wissenschaftlicher Assistent an der Universität Basel tätig und zusätzlich zwischen 2011 und 2014 als Dozent für Kultur und Kommunikation an einer technischen Hochschule in der Schweiz. Seit 2014 ist er mit einem selbst eingeworbenen Förderzuschuss des Schweizerischen Nationalfonds als Oberassistent an der Universität Lausanne im Bereich Neuere Deutsche Literatur angestellt. Dort forscht er an einem eigenen Projekt zur utopischen Literatur im 20. Jahrhundert. Ein Ergebnis dieses Projekts ist eine Habilitationsschrift, die Battegay vor einigen Monaten einreichte. Das Projekt läuft noch bis September 2017. Wie es danach für den Wissenschaftler weitergeht, ist noch nicht abschließend geklärt.

Über seine Zeit in Heidelberg sagt Caspar Battegay: »Die Zeit in Heidelberg hat mich sehr geprägt. Für meine Dissertation hat mir fachlich vor allem die sehr gut ausgestattete Bibliothek der HfJS geholfen. Auch konnte ich mir – weniger in Lehrveranstaltungen als in persönlichen Kontakten – Kenntnisse im jüdischen Bereich aneignen, die ich als Germanist bis dahin nicht mitbekommen hatte. Die überschaubare Größe Heidelbergs und die Nähe zur Universität machten es mir leicht, sehr gute Kontakte zu pflegen. In dieser Zeit habe ich angefangen, mir ein fachliches Netzwerk in Deutschland und in anderen Ländern aufzubauen, das ich bis heute nutze. Ich empfehle zukünftigen Studierenden und Absolvierenden, selbstbewusst zu sein: Wer sich von seinen Interessen leiten lässt und ein geisteswissenschaftliches Fach studiert, noch dazu ein exotisch erscheinendes wie die Jüdischen Studien, sollte sich von unklaren Berufsaussichten und schwierigen Situationen nicht zu sehr verunsichern lassen. Meine Erfahrungen – und auch die aus meinem Umfeld – zeigen, dass es sich lohnt,



Foto: Gianni Gropello

beständig zu sein, seinen Weg zu gehen und die eigenen Ideen zu verfolgen.«

■ *Mit den Absolventen sprach Susanne Mohn.*

Begegnungen

TRIALOG *Lernkultur in Judentum, Christentum und Islam. Ein Tagungsbericht*

VON HANNA VANDENBERGH

Zum Thema »Lernkultur in Judentum, Christentum und Islam« fand Anfang März unter Leitung von Katja Boehme (Pädagogische Hochschule Heidelberg), Harry Harun Behr (Universität Frankfurt), Daniel Krochmalnik (Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg) und Bernd Schröder (Universität Göttingen) die 8. Fachtagung »Religionspädagogische Gespräche zwischen Juden, Christen und Muslimen« an der Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg (HfJS) statt. Die Reihe verfolgt seit 2008 das Ziel, Religionslehrenden jener drei Religionen ein Forum zu bieten, um miteinander theologische und pädagogische Fragen zu diskutieren und didaktisch-methodische Anregungen zu geben.

In seiner Begrüßung wies Bernd Schröder darauf hin, wie bedeutend das Lernen in allen drei Religionen ist, und beschrieb es als Brücke zwischen Offenbarung und Lebensdeutung. Er betonte, dass Glauben mit Verstehen zu tun hat und sich dieses Verstehen insbesondere auf die Heiligen Schriften, aber auch auf die eigene Lebenswelt im Kontext der eigenen Religion bezieht.

Katja Boehme und Daniel Krochmalnik widmeten sich anschließend dem Thema »Judentum und katholisches Christentum – Lerngemeinschaften?«. Krochmalnik zog in seinem Vortrag Parallelen zwischen der jüdischen Lernkultur und dem hebräischen Buchstaben Lamed und verdeutlichte so auf anschauliche Weise die drei Dimensionen des Lernens im Judentum. Dabei beschreibt die vertikale Dimension das Verhältnis zwischen Meister und Schüler: Der Schüler empfängt die Offenbarung vom Meister, während der Meister durch den Schüler inspiriert wird. Hier spiegelt sich die in der jüdischen Tradition typische Vater-Sohn-Beziehung wider. Die horizontale Dimension bezieht sich auf ein Lernen auf Augenhöhe: Die Lernpaare handeln die Inhalte des Talmudtextes in einem Streitgespräch aus und lernen durch den Streit. Letztendlich sind die Antworten aber von Gott gegeben. Diese Dimension beschreibt die Lernkultur in jüdischen Lehrhäusern (Beit Midrasch). Als diagonale Dimension wird die Weitergabe von Wissen zwischen den Generationen verstanden. Wissen entwickelt sich stetig weiter. Somit hat jede Generation einen neuen Ausgangspunkt. Krochmalnik wies allerdings auch auf das »Life-Long-Learning« vom Kindes- bis zum Greisenalter hin.

Katja Boehme stellte die Frage, wie die Theologie als Bezugsgröße eine Rolle spielen kann, ohne einer rein subjektiven Beschreibung zu folgen. In einem zeitlichen Abriss der Geschichte des katholischen Religionsunterrichts beschrieb sie zunächst den Katechismus, in dem das Glaubensbekenntnis, die Sakramente, das Vaterunser und die Zehn Gebote im Mittelpunkt stehen. Insbesondere die Sakramente als wirksame Zeichen der Nähe Gottes waren bis in die 60er-Jahre des vergangenen Jahrhunderts wegweisend für die Lehre. Mit der Würzburger Synode 1974 setzte dann ein Paradigmenwechsel ein. Die Begründung für den Religionsunterricht erhielt von da an eine anthropolo-



Bernd Schröder, Uta Pohl-Patalong, Katja Boehme, Daniel Krochmalnik, Harry H. Behr (v.l.)



Dialog in der Praxis

Fotos: Susanne Mohn

gische, gesellschaftliche und kulturgeschichtliche Dimension. Mit dem Bildungsplan ab 2004 hielt die Kompetenzorientierung Einzug in den Religionsunterricht. Abschließend beschrieb Boehme die drei großen Probleme des Religionsunterrichts (Kompetenz-, Relevanz- und Begründungsproblem), deren Lösung sie im Konzept des interreligiösen Begegnungslernens sieht.

Der zweite Tag begann mit einem gemeinsamen Morgengebet, angeleitet von Shaul Friberg, Hochschulrabbiner der Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg. Danach stiegen Harry Harun Behr und Bernd Schröder mit dem Vortrag »Islam und evangelisches Christentum – Lerngemeinschaften?« thematisch ein. Behr beschäftigte sich mit der Lernkultur, die stark von Personen abhängt. Er sagte, dass man von Herz zu Herz lerne, nicht von Papier zu Kopf. Außerdem führte er aus, dass der islamische Religionsunterricht nach wie vor von einem Integrationsdiskurs geprägt sei. Problematisch für muslimische Jugendliche sei vor allem, dass sie die Last der Repräsentanz tragen. Dadurch müssten sie sich häufig rechtfertigen, wofür ihnen oft die Sprache fehle. Hier schreibt er der interreligiösen Pädagogik und Didaktik einen möglichen Lösungsansatz zu.

Schröder widmete sich einer geschichtlichen Aufarbeitung der Thematik und betonte, dass die Lernkultur im reformatorisch-evangelischen Christentum spezifische Charakteristika entwickelt hat. Dazu gehören unter anderem die Bildung für alle Getauften, die Bildung an verschiedenen Lernorten (Familie, Schule, Gemeinde) und die Bildung zu weltlichen Themen. Im weiteren Verlauf der Geschichte brachte unter anderem die Aufklärung tief greifende Transformationen in der protestantischen Lernkultur mit sich. Abschließend beschrieb er die Entwicklung des evangelischen Christentums als »Transformation hin zu einer Bildungsreligion«, die den lebenslangen Lernprozess fordert, sodass alle Getauften sich ein Urteil über die Lehre machen können.

Uta Pohl-Patalong von der Universität Kiel stellte im Anschluss den »Bibliolog« als interreligiöse Lernform vor. Entwickelt aus der Bibliodrama-Bewegung von Peter Pitzele gilt der Bibliolog als ein Weg, biblische Texte zu entdecken. Dies geschieht in einer dialogischen Herangehensweise, in deren Verlauf die Teilnehmenden gemeinsam einen Text auslegen. Ein biblischer Text wird dabei vorgelesen und von einer geschulten moderierenden Leitung an bestimmten Stellen unterbrochen. Alle Teilnehmer eines Bibliologs sind eingeladen, sich mit einer biblischen Gestalt zu identifizieren und in »Ich-Form« deren Gedanken und Gefühle zu verbalisieren. Der Text wird damit zum Dialogpartner.

Zum Abschluss der Tagung wurde die Rolle des Religionsunterrichts und seiner Lernkultur diskutiert. Festzuhalten bleibt, dass der Religionsunterricht die Möglichkeit bietet, Religion als Teil der Kultur zu erleben und sie im aufklärerischen Sinne zu hinterfragen. Er sollte außerdem der Pluralität der Schüler und Schülerinnen gerecht werden. Offen blieb die Frage, wie seine optimale organisatorische Form aussieht und welcher Fächergruppe der Religionsunterricht tatsächlich zugeordnet werden sollte.

Die Autorin studiert an der Ruprecht-Karls-Universität.

Wortbilder

KUNST Das Projekt »GALGAL« inszeniert mittelalterliche Bibelhandschriften in der Synagoge von Worms



Video-Installation im Synagogenraum Worms (Fotomontage, © E. Westermeier)

VON HANNA LISS, JONAS LEIPZIGER
UND ECKHARD WESTERMEIER

In der Kunst-Installation »GALGAL – Schöpfungselemente in Bewegung« sollen im Sommer in der Synagoge von Worms mikrografische Figurationen der Wortbilder (masora figurata) aus ausgewählten westeuropäischen jüdischen Bibelhandschriften des 12. bis 14. Jahrhunderts einem größeren und breiteren Publikum vorgestellt werden.

Eine solche computeranimierte Inszenierung ornamentaler Mikrografie aus mittelalterlichen jüdischen Bibelhandschriften platziert dabei die Jüdische Bibel durch Beamer-Projektion in einem jüdisch-kultischen Raum und eröffnet für Besucher neue kulturwissenschaftliche und theologische Horizonte des Judentums. Jüdische (Manuskript-)Kultur wird dabei als eigene Stimme seh- und erlebbar. Sie führt damit multimedial in eine vergessene Welt des jüdischen Mittelalters ein.

Das Projekt mit seinen mittelalterlichen jüdischen Bibelhandschriften im Zentrum stellt im Jahr des Reformationsjubiläums der evangelischen Kirchen den Feierlichkeiten eine spezifisch jüdische Perspektive an die Seite, die in einer Video-Installation im kultischen Raum inszeniert wird. Das Projekt wird in Zusammenarbeit des Lehrstuhls für Bibel und Jüdische Bibelauslegung der HfJS und des Berliner Künstlers Eckhard Westermeier durchgeführt. Von wissenschaftlicher Seite ist es auch ein Ergebnis des Teilprojektes Bo4 der Co-Autorin dieses Beitrags, Hanna

Liss, im Sonderforschungsbereich 933 Materiale Textkulturen an der Universität Heidelberg und der HfJS.

Der Titel »GALGAL« nimmt die Tatsache auf, dass die Buchstabenformationen manchmal an die visionäre Beschreibung des Propheten Ezechiel (Ez. 10) erinnern, die die Erscheinung der »Herrlichkeit Gottes auf seinem Thronwagen« thematisiert. Entscheidend sind hier die Momen-

Die Buchstabenformationen erinnern manchmal an die visionäre Beschreibung des Propheten Ezechiel.

te der vier Lebewesen (Ez. 1: »Tiere«; Ez. 10: »Räder«), die sich bewegen und nicht bewegen, die flirrend auf der Stelle zu stehen scheinen und sich doch pausenlos rühren. Dabei nehmen manche Handschriften in der kreisförmigen Anordnung der Ensembles sogar das Räderwerk aus der prophetischen Erscheinung wieder auf. Der in diesen Handschriften aufscheinende mikrografische Text der Wortbilder wird hierbei darüber hinaus zumeist in zoomorpher (später auch anthropomorpher) figürlicher Darstellung (Hunde, Pferde, Hasen, Gazellen, Vögel, Drachen oder Fantasiere) oder in Pflanzenform geboten und

ähnelt damit auf den ersten Blick den Drollerien, wie wir sie als Ornamentik nicht nur in den gotischen (nichthebräischen) Handschriften, sondern auch in der Bau- und Kleinplastik finden. Die Drollerien sind dabei sowohl konkret als auch abstrakt, fratzenhaft und dämonisch. Die Zeichnungen sind durch ihre Buchstaben-Atome begrenzt, zeigen aber oftmals eine enorme Bewegung: Die Tiere springen oder winden sich, die Flechtwerkbänder sind auf- und abführend oder in sich gedreht.

Die neuen Medien bieten sich hervorragend an, denn sie lassen nicht nur Herstellungs- und Denkprozesse fassbar werden; sie bieten gleichzeitig dem modernen Menschen die Möglichkeit, dort in mittelalterliche Artefakte visuell und mental einzutauchen, wo der philologisch-theologische Zugang nur eingeschränkt möglich ist: Datenprojektion in Verbindung mit Computeranimation, angebunden an die Architektur des Kultgebäudes der Synagoge in Worms, ermöglicht es, die Textbilder einer großen Zahl von Interessierten, Laien und Fachpublikum, nahezu bringen. Da in den Textbildern mehrere Dimensionen kodiert sind, Schrift und Vers zur Form des Bildes, ist es notwendig, diese Einheit aufzubrechen und dezidiert unter dem zeitlichen und architektonischen Aspekt zu inszenieren (Animation).

Dabei nimmt die künstlerische Animation den Betrachter auf einem Weg mit, der dem wissenschaftlich-philologischen Verfahren genau entgegengesetzt ist: Der philologische Betrachter, der



Beginn des Buches Ruth © Staatsbibliothek zu Berlin

nicht bei einer oberflächlichen Draufsicht der Figuration(en) und ihrer Formen verbleibt, sondern sich der Mikrografie in editorischer Tiefenerschließung nähert, zerlegt sukzessive die Figuration mit jedem Bibelvers, den er sich aus den einzelnen Tierfiguren erschließt. Die rationale Erschließung lässt die Figur buchstäblich in dem Moment ins Nichts zerfallen, wo das letzte Element der Buchstabenansammlung entschlüsselt und bezeichnet ist. Ein Fabeltier wird also buchstäblich besiegt, indem man es an seine Bibelverse und hebräischen Notationen verweist, aus denen es besteht.

In der künstlerischen Installation wird nun umgekehrt eine Figur aus ihren einzelnen Buchstaben- und Wortbeständen wieder zusammengesetzt – viele Notationen (Bibelverse; Masora u.a.), die der Schreiber unter ganz bestimmten Ge-

sichtspunkten zusammengestellt hat, ergeben eine Figur.

Das Hebräische war für die Rabbinen »leshon ha-qodesh«, also »heilige Sprache« oder »Sprache des Heiligtums«. Sie ist die Sprache der göttlichen Offenbarung. Mittels der Buchstaben dieser göttlichen Sprache, durch immer neue Permutationen und Kombinationen, wurde laut der rabbinischen Vorstellung die Welt erschaffen. Die künstlerische Darstellung durch die Computeranimationen lässt nun diesen Buchstaben-Schöpfungsakt wieder neu entstehen, indem er »reinszeniert« wird. Da Form und Inhalt neben ihrem kultisch-theologischen Ernst in Charakter und Wesen einen erzählerisch spielerischen Duktus ausweisen (Drollerien), ist ein künstlerisch narrativer Ausdrucksmodus in der Umsetzung und Präsentation angezeigt.

Die Synagoge in Worms geht auf die mittelalterliche Synagoge zurück, eine der ältesten in Westeuropa. Die Synagoge stammt also in ihren ersten Bauabschnitten (12./13. Jahrhundert) unmittelbar aus der Zeit und geistigen Kultur derer, aus deren Kreis die gewählten Handschriften stammen. Auf diese Weise ist ein unmittelbarer Bezug zwischen den Artefakten, der Umgebung von Worms und den weiteren SchUM-Städten sowie der Installation gewährleistet. Die Installation an frei zugänglichen Decken und Wänden zu inszenieren, bietet die Möglichkeit, das Gebäude in alt-neuer Form in seine eigene Geschichte zu stellen.

Hanna Liss ist Professorin für Bibel und Jüdische Bibelauslegung, **Jonas Leipziger** ist Wissenschaftlicher Assistent an der HfJS, **Eckhard Westermeier** ist Künstler in Berlin.

»Europäische Modellstadt«

INTERVIEW Caroline Kiss über die Wissensgesellschaft in Heidelberg

Frau Kiss, Sie haben selbst in Heidelberg studiert. Was fällt Ihnen zum Thema »Heidelberg als Wissenschaftsstadt« ein?

Ich habe außer in Berlin und Aix-en-Provence auch einen Teil meiner Studienzzeit in Heidelberg verbracht. Heidelberg genoss – vor allem auch im Ausland – schon früher einen sehr guten Ruf als Universitätsstadt. Mein Eindruck ist, dass Heidelberg zwischenzeitlich noch ein gutes Stück angezogen hat. Die Universität Heidelberg ist 2016 zum dritten Mal in Folge im Academic Ranking of World Universities, dem sogenannten Shanghai-Ranking, die beste deutsche Hochschule gewesen – um nur ein Ranking von vielen zu nennen, in denen Heidelberg eine Spitzenposition belegt. Zahlreiche international renommierte Forschungseinrichtungen (Max-Planck-Institute, Deutsches Krebsforschungszentrum, Nationales Centrum für Tumorerkrankungen, European Molecular Biology Laboratory) sind in Heidelberg angesiedelt. Derzeit beschäftigen sich die Stadt, die Universität sowie weitere Partner aus dem Bereich Wissenschaft und Stadtentwicklung im Rahmen einer Internationalen Bauausstellung unter dem Motto »Wissenschaft-Stadt« mit der Frage, wie Heidelberg eine europäische Modellstadt in der Wissensgesellschaft des 21. Jahrhunderts werden kann.

Welche Vorteile ergeben sich daraus für die Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg?

Die Vorteile ergeben sich für unsere Studierenden unmittelbar aus der Lehrkooperation mit der Universität Heidelberg. Sie können im Bachelor ihre individuelle für sie passende Fächerkombination wählen: zum Beispiel 50 Prozent Jüdische Studien (HfJS) und 50 Prozent Musikwissenschaft (Universität Heidelberg), 75 Prozent Jüdische Studien (HfJS) und 25 Prozent Bildungswissenschaft (Universität Heidelberg) oder 25 Prozent Jüdische Studien (HfJS)



Foto: privat

und 75 Prozent Politikwissenschaft (Universität Heidelberg), um nur einige Beispiele zu nennen. Darüber hinaus können alle Studierenden – auch diejenigen, die etwa im Bachelorstudiengang Praktische

Jüdische Studien oder in den Masterstudiengängen Jüdische Studien oder Jüdische Museologie zu 100 Prozent an der HfJS eingeschrieben sind – aufgrund entsprechender Vereinbarungen die Angebote der Universität und des Studierendenwerks Heidelberg nutzen. Außerdem besteht die Möglichkeit, kooperative Studiengänge mit der Universität Heidelberg anzubieten. Neben den bereits etablierten Kooperationsstudiengängen Heidelberger Mittelalter-Master und Komparatistik-Master »Klassische und Moderne Literaturwissenschaft« wird es ab dem Wintersemester 2017/18 erstmals den von der HfJS und der Islamwissenschaft der Universität Heidelberg aufgelegten Masterstudiengang Nahoststudien geben, an dessen Ende ein von beiden Partnern gemeinsam verliehener Abschluss stehen wird.

Welche drei Dinge machen Heidelberg für Sie besonders?

Erstens: Heidelberg ist ein »intellektuell-kosmopolitisches Weltdorf«. Rund 60 Prozent der sozialversicherungspflichtigen Arbeitsplätze entfallen auf wissenschaftspflechtigen Dienstleistungen und industrielle Hochtechnologien, die mit internationalen Fachkräften besetzt sind. Nirgendwo sonst in Deutschland hat man auf so dicht gedrängtem Raum solch eine Internationalität. Das ist auch im Alltag spürbar: beim Einkaufen, in den Cafés oder in den Sportvereinen. Zweitens: Es mag abgedroschen klingen, aber Heidelberg ist wunderschön – nicht umsonst kommen jährlich über drei Millionen Touristen und Besucher aus aller Welt nach Heidelberg. Drittens: die lauen Sommerabende, die man im südlichsten Weinanbaugebiet Deutschlands in vollen Zügen genießen kann.

■ Mit der Verwaltungsleiterin der Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg sprach Susanne Mohn.

ZUM SCHLUSS: LECKERER TIPP AUS DER KOSCHEREN HFJS-MENSA

Pessach-Schokoladenkuchen – ganz ohne Mehl

Zutaten:

250 g Butter



250 g Zartbitterkuvertüre, mind. 70% Kakao



5 Eier



250 g Mandeln, gemahlen



200 g Zucker



1 Pck. Vanillezucker



1 Prise Salz



1/2 Pck. Backpulver



Zubereitung:

Zuerst die Schokolade grob hacken und in der erhitzten Butter auflösen. (Dabei aufpassen, dass die Masse nicht zu heiß wird.)

Die Masse anschließend beiseitestellen und abkühlen lassen.

Als Nächstes die Eier mit dem Zucker und Salz schaumig schlagen. Das Backpulver mit den Mandeln mischen und dazugeben. Zum Schluss die abgekühlte Schokoladen-Buttermasse unterrühren.

Alles in eine gebutterte Springform (26–28 cm) füllen und bei 160 Grad ca. 45 Minuten backen.

Guten Appetit wünscht Uli Zierl!



Fotos: Thinkstock